

DUDEN

Ronen Steinke

ANTI- SEMITISMUS IN DER SPRACHE

Warum es
auf die Wortwahl
ankommt

Aktualisiert
und
erweitert

»Sprache schafft Bilder in unseren Köpfen«, sagt Ronen Steinke, »sie schafft auch eine Normalität, sie kann auch eine Abwertung von Menschen bewirken und damit den Weg ebnen für Gewalt.« Der Autor führt die Leser*innen durch historisch aufgeladene Begriffe von *Halbjude* über den *mosaischen Glauben* bis hin zu *Semiten* und zeigt, wie in unserer Alltagssprache judenfeindliches Gedankengut transportiert wird, oft ohne dass dies den Sprechenden bewusst ist. Es geht um alte und neue Sprachkonventionen und auch um das seltsame Phänomen, dass das Wort *Jude* heute auch von vielen Juden vermieden wird.

ANTI- SEMITISMUS IN DER SPRACHE

Duden

Ronen Steinke

ANTI- SEMITISMUS IN DER SPRACHE

Warum es auf die Wortwahl
ankommt

2., aktualisierte und erweiterte Auflage

Dudenverlag
Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Einwilligung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren), auch nicht für Zwecke der Unterrichtsgestaltung, reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nicht gestattet.

© Duden 2022

D C B A

Bibliographisches Institut GmbH,
Mecklenburgische Straße 53, 14197 Berlin

Redaktion Dr. Kathrin Kunkel-Razum

Herstellung Alfred Trinnes

Layout und Satz Dirk Brauns, estra.de, Berlin

Umschlaggestaltung Schimmelpenninck.Gestaltung, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH,

Birkenstraße 10, 25917 Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-411-75679-7

www.duden.de



PEFC zertifiziert

Dieses Produkt stammt aus nachhaltig
bewirtschafteten Wäldern und kontrollierten
Quellen.

www.pefc.de

INHALTS- VERZEICHNIS

JUDE, JUDE, JUDE!
EINLEITUNG 9

SCHMUSEN WIE MESCHUGGE.
GUTES JIDDISCH 17

MAUSCHELEI IN DER
MISCHPOKE.
UNGUTES JIDDISCH 25

JUDENMÄDCHEN.
DER MIESE
SOUND BESTIMMTER
WORTKOMBINATIONEN 35

**SABBAT, AUSGESPROCHEN
WIE »ER SABBERT«.
EINDEUTSCHUNGEN 43**

**»HALBJUDEN« UND
MITBÜRGER.
IDENTITÄTEN 53**

**SEMITISCH, MOSAISCH,
ISRAELITISCH.
SYNONYME
ZUM DAVONLAUFEN 63**

**N WIE NATHAN.
BUCHSTABIEREN 73**

JUDE, JUDE, JUDE! EINLEITUNG

*Jude, Jude, Jude, Jude, Jude, Jude, Jude, Jude, Jude,
Jüdin, Jude, jüdisch, Jude, Jude, Jude, Jude, Jude, Jude,
Jude, Jude, Jude, Jude, Jude, Jude, Jude, Jude, Jude,
Jude, Jude, Jude, Jude, Jude, Jude, Jude, Jude, Jude,
Jude, Jude, Jüdin, Jude. Seminare zum Antisemitismus gehen manchmal damit los, dass man erst einmal übt, das Wort laut und gleichzeitig ohne Hemmungen auszusprechen.*

Für nicht jüdische Menschen in Deutschland – gerade für die historisch sensibelsten – ist das manchmal schwierig, da gehen Bilder durch den Kopf, es sind nicht nur schöne, und auch der Klang der eigenen Stimme lässt manche und manchen innehalten. Aber auch etlichen Juden selbst geht das so.

Die Frankfurter Soziologin Julia Bernstein zitiert einen jungen Mann, den sie interviewt hat und nur Manuel nennt: »Dadurch, dass allein das Wort *Jude* so negativ behaftet ist, sage ich selbst nicht *ich bin Jude*, sondern betrachte mich als *jüdisch*. Vielleicht kann ich mich selbst dann irgendwann auch *Jude* nennen, ohne dabei ein schlechtes Gefühl zu bekommen.«

Ich könnte jetzt ein schmissiges Essay schreiben, ein großes »Macht euch locker«, eine Portion Spott über verkrampfte Sprachrituale zur Umgehung des so gefürchteten J-Wortes ausgießen. Die 1992 als Kind aus Russland eingewanderte Schriftstellerin Lena Gorelik kann das auch: »Im Namen des Nichtvergessens haben die Nichtjuden gelernt, das Wort *Jude* besser vorsichtshalber nicht in den Mund zu nehmen und dafür besonders zuvorkommend zu *den jüdischen Mitbürgern* sowie *den Nachbarn jüdischen Glaubens* zu sein.«

Der sehr gute Kolumnist der »Jüdischen Allgemeinen«, Michael Wuliger, kann konzедieren: »Die jüdische Scheu vor dem Wort *Jude* hat Tradition.« Auch der 1992 verstorbene Präsident des Zentralrats der Juden Heinz Galinski sprach vorzugsweise von *jüdischen Menschen* oder, noch wolkiger, *unseren Menschen*. Der Kolumnist

Wuliger kann das als verklemmt abtun: »Bleiben wir doch lieber bei *Juden*. Das sind wir. So heißen wir. Geben wir dem Wort seinen alten, stolzen Klang zurück!«

Und Anetta Kahane schließlich, die Vorsitzende der Amadeu-Antonio-Stiftung, die als Jüdin in der DDR aufgewachsen ist, kann mit einem bedruckten Kapuzenpullover in die Kamera lächeln, auf dem steht: »*Du Jude!* So what?«

Soll heißen: Man solle den Pöbeleien halt einfach lässig und souverän begegnen, drüberstehen, lachen, wenn Leute das Wort *Jude* wie etwas Negatives intonieren, im Englischen nennt man diese Strategie »owning the insult«. So wie einst auch das Wort *schwul* eine Herabsetzung war. Bis Homosexuelle es angenommen und damit zu einem gewissen Grad entschärft haben.

Nur, es ändert ja nichts. Das ist Deutschland. Und über die Wirkung eines Wortes entscheidet nicht allein seine strikt lexikalische Bedeutung. Darum geht es in dieser Streitschrift. Die Lösung kann nicht einfach sein, dass die von Antisemitismus Betroffenen (und nichts anderes als Antisemitismus ist es natürlich, wenn Leute mit dem Ausruf *Jude* eine soziale Abwertung intendieren) sich selbst locker machen.

Worte haben einen Klang, Worte haben eine Geschichte, ein Assoziationsfeld. Und das abzustellen, haben nicht die Betroffenen von Antisemitismus selbst in der Hand, sonst hätten sie es schon längst getan. Antisemitismus hat vielfach Spuren hinterlassen in unserer Sprache, unserem Vokabular. Das auszublenden oder wegzulächeln – das

mag man jedem wünschen. Aber das ist ein Luxus, den nicht jeder hat.

Grimms Wörterbuch von 1877 verrät, wie das Wort *Jude* (man findet es gleich hinter *Judas-schweisz*, metaphorisch für »von einem starken angstschweisse«) umgangssprachlich verwendet wurde. *Jude*, das bezeichnete unter anderem einen Studenten, der keiner Verbindung angehörte (heute sagt man *Finke*), einen struppigen, langen Bart (wie in dem Satz: »ich habe einen wahren juden im gesicht, musz mich balbieren lassen«) und in Ostfriesland eine fleischlose Mahlzeit. Wie tief die Erniedrigung reichte und wie lange sie noch nachwirkt: Solche Sprachgepflogenheiten sind Folge einer schon bestehenden Diskriminierung, aber auch ihr Instrument.

Das geht bis ins Mittelalter zurück, da braucht man noch nicht einmal an das 20. Jahrhundert zu denken. »Unter *Jude* wird auch bloß der hausirende Handelsjude verstanden«, fügt Grimms Wörterbuch hinzu, und eine letzte Definition zur Abrundung: »auch, abgesehen von der religion, der, welcher gewinnsüchtig und wucherisch verfährt«. Mit anderen Worten, *Jude* heißt nicht einfach Jude, das Wort funktioniert seit Langem auch losgelöst von realer jüdischer Religion oder Herkunft als griffiges Negativwort.

Heute leben wir im 21. Jahrhundert, über allem liegt »nun der Schatten des Holocaust und das erschrockene Schweigen von allen Seiten – stattdessen die Frage: Darf man denn überhaupt das Wort *Jude* laut sagen?«, wie der 1971 in Dnjepropetrowsk in der heutigen Ukraine geborene, 1993

nach Deutschland eingewanderte Historiker und Autor Dmitrij Belkin schreibt. »Deutsche können das Wort *Jude* bis heute nicht normal aussprechen«, beklagt die in Ostberlin geborene Schriftstellerin Mirna Funk.

Aber zur unschönen Wahrheit gehört, dass es nicht nur falsche Gründe gibt, beim Wort *Jude* unlocker zu werden – und dass selbst Charlotte Knobloch, die Münchnerin, die einen Großteil ihres Erwachsenenlebens damit verbracht hat, die jüdische Gemeinde ihrer Heimatstadt zu führen, es nicht ohne zu zögern über die Lippen bringt. Zu sehr ist es für sie, die sich als Kind vor den Nazis verstecken musste, beladen mit schlechten Erinnerungen, wie sie sagt. »Ich verwende es nicht, weil es ja ein Schimpfwort gewesen ist.«

»Echt?«, frage ich nach. »Nie?«

»Ich umschreibe es mit *jüdisch*«, sagt Charlotte Knobloch. »Nicht *die Juden*, sondern *die jüdischen Menschen* und so weiter.«

Mir geht es da anders, ich bin gerne *Jude*. Aber diese Erniedrigungen, diese Diskriminierungen und historischen Wortumdeutungen hinterlassen bei etlichen Menschen Assoziationen, die mir begreiflich sind und die man sich besser bewusst macht.

Darum geht es in dieser Schrift. Teils sind die Spuren des historischen Antisemitismus in der deutschen Sprache bis heute offensichtlich, bei Ausdrücken wie *Keine jüdische Hast!* etwa oder bei *Hier herrscht ein Lärm wie in einer Judenschule* (gemeint ist eine Synagoge). Oder bei einem Satz wie *Das glänzt ja wie ein Judenei* (gemeint ist eine Taschenuhr). Ausdrücke, so plump und in ihrer

Verachtung für Jüdinnen und Juden so leicht erkennbar, dass ich über sie nicht viele Worte verlieren will.

Gideon Botsch, der am Moses-Mendelssohn-Zentrum in Potsdam lehrt, wendet hier ein, dass es sich bei seinem antijüdischen Lieblings-spruchwort *Für das Gewesene gibt der Jud nix* zweischneidig verhalte. Klar, sagt er: Das sei antisemitisch, aber irgendwie stecke da auch viel Anerkennung für den »gesunden Menschenverstand« des »Juden« – hier in der Funktion als Geldverleiher – drin ...

Ein dumpfes Klischee ist es trotzdem – *Jud* fungiert richtig gehend als Synonym für Geldverleiher, den Beruf, der vielen Juden zwangsweise und zu ihrem großen Leidwesen aufgedrückt wurde über die Jahrhunderte.

Interessanter sind für mich Wörter, bei denen es weniger offensichtlich ist. Wie das Wort *Mischpoke*, dem ich mich im folgenden Abschnitt über den Gebrauch von Jiddismen näher widme. Oder Synonyme für *jüdisch* wie *mosaisch* oder *israelitisch*, die einst nicht aus Antisemitismus, sondern im Gegenteil in Reaktion auf Antisemitismus geprägt wurden. In der Hoffnung, dem Antisemitismus zu entrinnen. Durch Rebranding. Vergeblich, versteht sich.

Es geht in dieser Streitschrift nicht um *zionistische Lobby*, nicht um *Ostküste*, *Hochfinanz*, *globale Eliten*, *Kosmopoliten* – Wörter, die, obwohl sie für sich genommen weder anstößig sind noch etwas Anstößiges bezeichnen, immer wieder von Antisemit*innen hergenommen werden, um ihr

Ressentiment gegen Jüdinnen und Juden salonfähig zu camouflieren. Ein subtiler Wink an die Zuhörer*innen oder Leser*innen. Über solche Sprachmuster ließe sich viel sagen, darüber ist auch schon viel gesagt worden. Aber die Absicht dahinter ist so durchsichtig, das Ressentiment so geifernd, dass man über die eigentlichen Wörter nicht mehr viel zu sagen braucht.

Sie sind austauschbar. Der Antisemitismus sucht sich gewissermaßen bloß die gerade passende Vokabel. Das Wort *Ostküste* geht selbstverständlich in vielen Kontexten völlig in Ordnung. Die Ostküste der USA ist die Ostküste der USA, wie soll man sie sonst nennen?

Mauscheln hingegen – das geht nie. (Warum, damit setze ich mich von S. 25 an auseinander.) Mir geht es um jene Vokabeln, denen der Antisemitismus richtig gehend eingeschrieben ist. Wörter, die auch Menschen, die besten Willens sind und die sich bemühen, von Jüdinnen und Juden zu sprechen, ohne antisemitische Vorurteile zu bedienen, vor Fragen stellen.

Menschen, die innehalten. Ist dieses Wort treffend? Ist es respektvoll? Und wenn nein – wieso nicht?

N WIE NATHAN. BUCH- STABIEREN

Richard, Otto, Nordpol, Emil, Nordpol.

So buchstabiere ich, wenn es aus Gründen der schlechten Akustik sein muss, meinen Vornamen. Das entspricht einer Konvention, die ich wahrscheinlich, wie die meisten Leute, irgendwann in der Schulzeit aufgeschnappt habe. Die Klasse 7b hieß bei Durchsagen des Direktors über den schnarrenden Schullautsprecher 7 *Berta*, um nicht verwechselt zu werden mit 7 *Cäsar* und 7 *Dora*, und irgendwann hat man wohl auch durch Trial and

Error in Gesprächen mit Älteren herausgefunden, dass es beim Buchstabieren besser *F wie Friedrich*, *M wie Martha*, *H wie Heinrich* heißt, nicht *Felix*, *Mario*, *Hülya*.

Dass man da im offiziellen Deutsch mit einem etwas altertümlichen Vornamenkanon arbeitet, während man etwa im Englischen mit einer lustig eklektischen Mischung aus Begriffen hantiert (*Alfa, Bravo, Charlie, Delta, Echo, Foxtrot* ... umgangssprachlich wird das manchmal auch als NATO-Alphabet bezeichnet), ist den meisten Leuten hierzulande bewusst. Dass dieser Kanon der Buchstabiernamen einst von den Nazis arisiert worden ist, aber wahrscheinlich nicht.

Es ist ein interessantes Detail: Die Nationalsozialisten legten im Jahr 1934 Wert darauf, dass aus der »Buchstabiertafel«, die damals in jedem deutschen Telefonbuch abgedruckt war, damit man sich vom »Fräulein vom Amt« gut verbinden lassen konnte, die jüdischen Namen verschwanden. Aus *David* wurde *Dora*, aus *Nathan* wurde *Nordpol*, aus *Samuel* wurde *Siegfried*, aus *Zacharias* wurde *Zeppelin*.

Diese Änderung war den Nazis wichtig, weil die jüdischen Vornamen sonst quasi als deutsche Normalnamen weiter geehrt würden. Und weil durch ihre Anwesenheit in diesem erlauchten Kreis des offiziellen »Funkalphabets« sonst der Umstand weiter normalisiert würde, dass Jüdisches zu Deutschland gehört(e).

Auch christliche Deutsche trugen und tragen schließlich biblische Vornamen, weshalb die Oberpostdirektion Schwerin schon 1933 die

politische Führung warnte: Eine Streichung dieser Namen aus dem Buchstabierkanon werde »nicht nur bei dem Judentum Anstoß erregen, sondern auch bei den Angehörigen der beiden christlichen Konfessionen nicht überall Verständnis finden«.

Es ist aber auch »nur« ein interessantes historisches Detail aus heutiger Sicht. Denn das, was die Nazis 1934 als Buchstabierreform ins Werk setzten, also *Dora* statt *David*, *Nordpol* statt *Nathan*, ist natürlich keine offene Schmähung von Juden gewesen, keine Verächtlichmachung von Juden. Sondern bloß: deren Unsichtbarkeit. Das ist es, was bis heute fortwirkt. So, wie Bücher jüdischer Autor*innen, die aus Bibliotheken verbannt und verbrannt wurden, später oft nicht wieder zurückbeschafft wurden.

Nichts gegen *Dora*, nichts gegen *Siegfried*. Solche Namen sind – natürlich – nicht antisemitisch und auf mich hat das auch nie wirklich wie eine »Naziverunstaltung« des Alphabets gewirkt, wie der Religionswissenschaftler und Antisemitismusbeauftragte des Landes Baden-Württemberg, Michael Blume, sagt. Ihm kommt das Verdienst zu, eine Debatte über diese arisierte Buchstabiertafel überhaupt initiiert zu haben.

Selbst das Wort *Nordpol* springt einen beim Buchstabieren nicht unbedingt als anstößig an, wenn man nicht den sehr besonderen Hintergrund kennt, der die Nazis dazu bewog, es anstelle des Namens *Nathan* aufzunehmen. *Norbert* hätte ja eigentlich nähergelegen.

(Der Hintergrund: Laut der Ariosophie, einer rechtsextremen Esoterik, stammt die »weiße

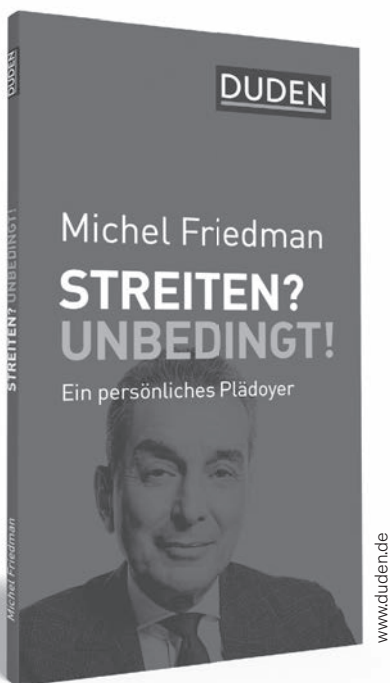
Rasse« aus dem ewigen Eis, aus der Umgebung des Nordpols, wo sie von der harschen Witterung gehärtet worden sei. In diese Richtung schwurbelte zum Beispiel im Jahr 1920 der Bierkellerredner Adolf Hitler in seiner Münchner Rede »Warum sind wir Antisemiten?«. Hitler rühmte die Eiswüsten, die angeblich das Ariertum geformt hätten. Das fanden die Nazis dann 1934, bei der Reform der Buchstabiertafel, anscheinend klangvoller als *Norbert*.)

Auch die Tilgung von *David* und *Samuel* aus dem Kreis dieser Vornamen im Jahr 1934 hat nicht dazu geführt, dass man heute nur noch naziverseucht buchstabieren könnte. Die Namen, die stattdessen erwählt wurden, *Dora* und *Siegfried*, sind unproblematisch, ihren Sound kann man nur mit viel bösem Willen als schnarrend-nazistisch missdeuten. *Dora* hieß die letzte Lebensgefährtin Franz Kafkas, sie war Mitarbeiterin beim Berliner »Jüdischen Volksheim« und Kommunistin. Der Name *Siegfried* stand zwischen 1860 und 1938 auf der Hitliste der zehn beliebtesten Vornamen auch unter Juden in Deutschland.

Wohl aber hat die nachhaltige Tilgung von *David*, *Nathan* und *Samuel* etwas bewirkt. Sie hat die Möglichkeit zu einer ganz beiläufigen Erkenntnis im deutschen Alltag abgeschnitten: dass nämlich Juden und Jüdinnen schon lange dazugehören. Dass *David* und *Samuel* keine exotischen neuen Modenamen für politisch Überkorrekte sind. Sondern so – pardon – heimisch wie *Friedrich*.

Auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands gibt es schon seit der Römerzeit Jüdinnen und

Warum wir Streit brauchen



Michel Friedman

Streiten? Unbedingt!

64 Seiten. Klappenbroschur

ISBN 978-3-411-05989-8



© Peter von Felbert

Ronen Steinke ist Journalist bei der »Süddeutschen Zeitung« und Autor mehrerer Bücher. Sein bisher wohl bekanntestes, die Biografie über Fritz Bauer, Ermittler und Ankläger der Frankfurter Auschwitz-Prozesse, wurde verfilmt und in mehrere Sprachen übersetzt. Zuletzt befasste sich Ronen Steinke mit antisemitischer Gewalt heute und mit jüdisch-muslimischen Beziehungen.